

Inhalt

Vorwort	
oder: Das Christentum ist keine Ethik	7
Glaube	
oder: Vertrauen statt Verzweifeln	13
Hoffnung	
oder: Ein Spannseil zwischen Zeit und Ewigkeit	39
Liebe	
oder: Gott meint uns als Subjekte	67
Weisheit	
oder: Zur Einheit von Gedanken und Gefühlen	93
Mut und Tapferkeit	
oder: Vom Wagnis, selbst zu sein	125
Maß und Mäßigung	
oder: Die Synthese der Person	151
Gerechtigkeit	
oder: Wie nahe kommen wir der Not der Menschen?	181

Vorwort

oder: Das Christentum ist keine Ethik

Christlich gesehen gibt es keine »Tugenden«. AUGUSTINUS hat das klar erkannt. »Die Tugenden der Heiden«, schrieb er, »sind nichts als glänzende Laster.« Das ist wahr. Die Lehre von den »Tugenden« selber ist ein Werk der »heidnischen« Griechen und Römer. Sie steht im Zentrum der philosophischen Ethik des Abendlandes und basiert auf der Grundannahme von der Freiheit des Willens: Menschen können das Gute tun, wenn sie nur wollen; für »Tugend« gilt es, wenn jemand eine bestimmte Form des Guten so lange einübt, dass sie zu einer »Haltung« (zu einer »hexis« griechisch bzw. zu einem »habitus« lateinisch) wird. Das Gegenteil der »Tugend« ist das »Laster« als Gewöhnung an das Böse. Beide, Tugend wie Laster, sind so etwas wie die Endstationen eines langen Weges, der willentlich, in Freiheit, abgeschritten wird; so verdienstvoll das eine, so schuldhaft das andere. Der Mensch ist verantwortlich für das, was er tut, und ebenso auch für das, was er ist. Gute Menschen handeln gut, und sie werden gut, indem sie Gutes tun; beim Bösen ebenso. Alles scheint da einfach und klar. Wer immer das menschliche Leben moralisch und juristisch ordnen und verwalten möchte, wird diese Position des ethischen Optimismus favorisieren, und er wird auch von der Religion erwarten, dass sie ihn dabei unterstützt. Im Grunde sagt die Religion ihm eigentlich nichts Neues, sollen doch die Erkenntnis wie das Tun des Guten in die menschliche Vernunft hineingelegt sein; doch die Vorstellung von Gott als dem obersten Gesetzgeber und Hüter der Gerechtigkeit überhöht die Welt der bürgerlichen Gesellschaft ins Unendliche, so wie sie deren Repräsentanten auf Thron und Altar mit göttlichem Glanz überstrahlt und mit einer Autorität umgibt, die ihnen natürlicherweise nicht zukommt. Kein Wunder deshalb, dass sich die Lehre von den Tugenden und Lastern in der Zeit der Renaissance und im Absolutismus des Barock der größten Beliebtheit erfreute. Die Fürsten diktierten den Gläubigen den Glauben,

und die Gläubigen stützten mit ihrem Glauben das Regiment der Herrschenden. Jede Gesetzesreligion ist staatstragend, – inzwischen offensichtlich auch das Christentum. Und doch: kein Missverständnis könnte größer sein!

Paradoxerweise meldet parallel zum Humanismus sich zu Beginn der Neuzeit das Bemühen der Reformatoren zu Wort, den ursprünglichen Sinn der Botschaft Jesu nach 1300 Jahren der Übermalung und Verfälschung wiederzufinden und wieder zur Geltung zu bringen. Jesus dachte nicht philosophisch, – seine Gesprächspartner waren nicht die Pythagoreer, Platoniker, Aristoteliker, Epikureer oder Stoiker der griechisch-römischen Antike; er sah ganz einfach, was mit der ethischen Weltauffassung notwendig verbunden ist: sie führt dahin, die »Guten« von den »Bösen« streng zu unterscheiden und speziell über die Gesetzesbrecher nach Wortlaut des Gesetzes ein gerechtes Urteil zu ihrer Bestrafung zu sprechen. So bestätigt man die geltende Verfassung, doch man hilft nicht den Menschen, über die man »im Namen Gottes und des Volkes« zu Gericht sitzt; und eben damit tut man Gott nicht anders als den Menschen bitter unrecht. Für Jesus war Gott alles andere als ein oberster Gesetzgeber, als die Personifikation des sittlich und juristisch Allgemeinen, als die Projektionsgestalt der Rachephantasien aller Strafversessenen; er sah in Gott vielmehr jenseits der Vielfalt aller möglichen Gesetze und Verordnungen ein absolutes Gegenüber des Vertrauens, als Einzelner gemeint und gemocht zu sein. Niemals, so glaubte Jesus, würde Gott einen Menschen fallen lassen und verloren geben; im Gegenteil, Er würde dem Verlorenen und Verlaufenen nachgehen und es zurückzuholen suchen. Und wenn Gott so tut, – Welch ein Recht käme dann Menschen zu, einander abzuurteilen und zu verurteilen? Was macht man da aus Gott! Und was macht man da mit Menschen! Gibt es denn das überhaupt: einen Menschen, der aus freien Stücken etwas Böses will? Wo immer ein Mensch etwas tut, das nach der Nomenklatur der Ethik als »böse« bezeichnet werden muss, handelt es sich um das Symptom einer seelischen Erkrankung, der man nicht durch Zurückweisen und Strafen beikommt, sondern nur durch Nachsicht und Verstehen. Helfen und heilen, nicht richten und ausgrenzen verband sich für Jesus mit dem Blick auf die Wirklichkeit des Menschen und mit dem Aufblick zu der reinen Güte Gottes.

»Der Mensch ist gerade nicht frei, das Gute zu tun«, lehrten deshalb (im Rückgriff auf Paulus und AUGUSTINUS) die Reformatoren. »Alle Gesetze können dir nur sagen, was du tun sollst, sie geben dir aber nicht die Kraft dazu«, schrieb MARTIN LUTHER 1520 in seinem Traktat *Von der Freiheit eines Christenmenschen*. Ein Mensch kann nur so gut sein, wie er an Güte erfahren hat; wenn er zum Guten fähig ist, so einzige aus »Gnade«. Nur ein Vertrauen (ein »Glauben«) daran, im Absoluten mit seiner Existenz berechtigt und zugelassen zu sein, ermöglicht es ihm, mit sich selbst zusammenzuwachsen und jenseits von Ängsten und von Minderwertigkeitsgefühlen aller Art zu sich selbst zu finden, und nur ein Mensch, der mit sich selbst im Einklang ist, besitzt die Freiheit, das Gute, das er will, tatsächlich auch zu tun. Alle »Tugenden«, wie die Ethik sie versteht, bilden insofern einen Ausdruck der Selbstidentität des Individuums, doch keine noch so große Anstrengung bringt einen Menschen dahin, sich selbst zu akzeptieren und sich selbst zu mögen; nur ein Vertrauen in die unbedingte Liebe eines anderen vermag ihm die Selbstkongruenz und Authentizität zu schenken, die es allererst ermöglicht, »gut« zu sein.

Was damit zu Ende geht, ist die gesamte Tugendlehre einer rein humanistischen Ethik, ist der ethische Optimismus in der Anthropologie, ist jede Form einer bloßen Gesetzesfrömmigkeit. Endgültig erscheint die Frage zu einfach, wie man bewertet, was Menschen tun, es gilt vielmehr, die Menschen aus ihren Widersprüchen zu *erlösen*. Die Sache Jesu »christlich« auszulegen, bedeutet, eine »therapeutische« Sicht auf den Menschen einzunehmen. Wenn man deshalb, wie es in der kirchlichen Theologie allenthalben geschieht, »Glaube«, »Hoffnung« und »Liebe« als die ersten drei »Tugenden« dem überlieferten Katalog von »Tugenden« in der Ethik zuordnet, so kommt es entscheidend darauf an zu verdeutlichen, dass diese drei christlichen Grundhaltungen eben keine Tugenden in moralischem Sinne bilden, sondern die Basisbedingungen eines glücklich gelingenden Daseins darstellen: nur ein unbedingtes Vertrauen (Glauben) bewahrt vor dem Versinken in den Abgründen der Angst, nur ein Sich-Ausspannen im Unendlichen (Hoffen) hebt hinweg über die trostlosen Absurditäten des Endlichen, und nur ein Glauben und Hoffen an Liebe und in

Liebe lässt eine Persönlichkeit reifen, die in ihrer Liebenswürdigkeit der Liebe fähig ist. Nichts von alledem ist mit Willensanstrengungen als eine sittliche »Tugend« herbeizuzwingen, – es lässt sich nur als ein nicht selber gemachtes Geschenk in Empfang nehmen; und das setzt nicht mehr und nicht weniger voraus als den kompletten Verzicht auf jegliches Denken in den Begriffen von Leistung und Belohnung, von Versagen und Bestrafen.

Was irgend einmal in ethischem Sinne für »Tugend« gegolten hat, bedarf deswegen einer Revision: Es reduziert sich auf eine bloße Folgebeschreibung von Einstellungen, die sich ergeben, wenn Menschen durch Glauben, Hoffen und Lieben zu sich selbst gefunden haben. Abstrahiert man von dieser unerlässlichen Voraussetzung der *Erlösung*, wird man sogleich zum Zeugen endloser Verkrampfungen, Verformungen und Unaufrichtigkeiten. AUGUSTINUS erfasste den Kern: eine »Tugend« ohne Gnade ist monströs, doch in Gnade gibt es keine »Tugenden«, die man sich willentlich zueignen könnte.

Über »Die sieben Tugenden« zu sprechen kann christlich deshalb nicht geschehen in Form eines moralphilosophischen Diskurses; es ist nur möglich in Art einer Predigt. Den Ort für die Predigten zum Thema »Tugend«, die in diesen Band aufgenommen wurden, bildete vor genau 20 Jahren eine Gemeinde von Menschen, die – nicht zuletzt im Zusammenhang mit der Enthebung meiner Person von Lehr- und Priesteramt durch den Erzbischof von Paderborn – der katholischen Kirche ferngerückt waren. Unvermeidbar ist und war es deshalb, die Brechungen und Irritationen bewusst zu machen, die sich aus der Reduktion des Christlichen aufs Ethische in der Praxis des Katholizismus notwendig ergeben, und demgegenüber das therapeutische Grundanliegen Jesu (und damit die reformatorische Gnaden- und Rechtfertigungslehre) herauszuarbeiten. Das wichtigste Arbeitsinstrument dabei, das auch das Verständnis von »Gnade« im Protestantismus wesentlich vertiefen hilft, stellt dabei die Psychoanalyse zur Verfügung: Sie verdeutlicht nicht nur die geradezu dramatische Alternative von Angst und Vertrauen in allen Fragen der Personwerdung, sie manifestiert zugleich auch die Ambivalenz aller ethischen Idealsetzungen im Status von Uneigentlichkeit und Entfremdung. Nichts macht den Menschen böser als der aus Strafangst und

Autoritätsabhängigkeit geborene Zwang zum Guten. Die eben deshalb entschieden religiöse Dimension des »Guten« im Menschen wird in den folgenden sieben Meditationen über die »Tugenden« im Rückgriff auf die gottesdienstliche Lesung von je zwei Bibeltexten deutlich, – in den Predigten über »Glaube« und »Hoffnung« ist sogar noch die Anlehnung an die Perikopenordnung der Adventszeit deutlich, die mit dem Auftreten des Täufers und der Ankündigung des Jüngsten Gerichtes anhebt. Um der konkreten Unmittelbarkeit des Erlebens willen sind diese Züge der damals frei gehaltenen (und durch Bandabschriften festgehaltenen) Ansprachen beibehalten worden. Die musikalische Begleitung eines Kirchengottesdienstes wurde seinerzeit ersetzt durch Sologebot und Instrumentalvortrag von seiten einzelner Gemeindemitglieder oder durch einen auswärtigen Gospel-Chor. Die Hinweise auf Komponisten wie Chopin, Wagner oder Schubert möge der heutige Leser als Anregung verstehen, beim Abspielen der Werke dieser Großen der Musikgeschichte selber in jene Stimmung einzutauchen, die damals dem Verständnis dieser Predigten über »Erlösung durch Gnade« äußerst günstig war.

Vorangestellt sind den sieben Meditationen Abbildungen von Kupferstichen aus der Zeit des Manierismus. Allegorische Darstellungen der Tugenden – und Laster – erreichen in der Druckgraphik der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts einen Höhepunkt. Insbesondere HENDRIK GOLTZIUS schuf um 1580 in Haarlem durch eine eigene Technik der Stichführung wahre Meisterwerke allegorischer Graphikserien. So entstanden 1593/1597 gemeinsam mit seinem Stiefsohn JACOB MATHAM sieben Bilder über die sieben Tugenden.*

*3. Adventssonntag 2011
Eugen Drewermann*

* Vgl. Hans-Martin Kaulbach, Reinhart Schleier: »Der Welt Lauf«. Allegorische Graphikserien des Manierismus, Ostfildern, 1997.

Glaube

oder: Vertrauen statt Verzweifeln



Die Moraltheologie des Christentums, die Moralphilosophie der griechischen Antike hat stets geglaubt, gegenüber bestimmten Verhaltensweisen des Menschen mit dem Appell an die Freiheit und an den Willen zur »Tugend« korrigierend antworten zu können. Doch im folgenden wird sich zeigen, dass eine uralte Lehre des Christentums wieder ihre Plausibilität zurückerlangt, nämlich dass der Mensch nicht einfach gut sein könne, nur weil er wolle oder müsse; ein Mensch könne vielmehr nur »gut« sein aufgrund einer Güte, die er erfährt – die gesamte Gnadenlehre des hl. PAULUS, die Rechtfertigungslehre des MARTIN LUTHER, die Glaubenslehre von BLAISE PASCAL und die Existenzphilosophie SÖREN KIERKEGAARDS gipfeln in diesem einen Satz. Wohl, die Welt sei »erlöst«, versichert uns das Christentum, sie sei es durch Jesu Christi Opfertod; aber mit dieser Doktrin entsteht sogleich das Paradox, dass wir alle Jahre wieder darauf warten, die Welt möchte doch nun endlich erlöst werden. Wie eigentlich vereinbart sich der Glaube an den entschiedenen und entscheidenden Durchbruch in Jesu »Erlöserleiden« am Kreuz zum Beispiel mit dem Adventsritual, mit der Peinlichkeit also, bestimmte Aufführungen (im wesentlichen für Kinder!) immer wieder zu repetieren angesichts einer Welt, die sich offenbar durchaus nicht ändern will oder kann? Was ist uns der Glaube Jesu beziehungsweise der Glaube durch Jesus eigentlich wert?

Wir wollen vier Spirituals* betrachten, die zur Einführung in das, was Glauben heißt, geeignet sind; im 19. Jahrhundert vor allem in den Südstaaten der USA sind sie entstanden.

* Vgl. Kurt Heinrich Hansen: Go down, Moses. 100 Spirituals und Gospel Songs, Hamburg; Bd. 26 der Stundenbücher, 1963, S. 70 ff.

1

Vielleicht hab ich nie Häuser und Land.
O, dieser Welt Schätze hab ich nie gekannt.
Ich mache weiter, für ein Haus da oben,
Gebaut, sagt man, ist es von Gottes Hand.
Ich bin nicht sehr eigen mit Häusern im Himmel,
Alles, was ich mir wünsche, ist, dass der Herr
Mich nimmt als sein Kind.
Herr, bau mir eine Hütte
In einem Winkel in Deinem Land.

O, Herr, Herr, bau mir eine Hütte,
Ich wünsch mir eine kleine Hütte irgendwo bei Dir.
Ich bitte Dich, Herr! Ja, ich möchte eine Hütte,
Bitte bau mir eine Hütte,
Wo ich meinem Heiland die Hand geben kann.
Mir kommt es auf Straßen aus Gold nicht an,
Und auch nicht auf Schätze, die ich vielleicht
haben kann,
Aber ich möchte eine Hütte, ja, eine Hütte,
Gebaut in einem Winkel in Deinem Land.

2

O, keiner kennt das Elend, das ich sah,
Nur einer kennt es – Jesus.
Keiner kennt all das Elend, das ich sah,
Gloria, Halleluja!
Manchmal bin ich oben, manchmal unten,
O ja, Herr!
Manchmal bin ich ganz am Boden,
O ja, Herr!
Siehst du mich auf meinem Weg,
O ja, Herr!
Ich habe hier unten Sorgen genug, O ja, Herr!

O, keiner kennt das Elend, das ich sah,
Keiner erkennt die Sorgen.
Keiner erkennt all das Elend, das ich sah,
Gloria, Halleluja!

Ich war eines Tages unterwegs,
O ja, Herr!
Da tat sich der Himmel auf, und Seine Liebe kam herab,
O ja, Herr!
Ich werde nie den Tag vergessen,
O ja, Herr!
Als Jesus abwusch meine Sünden,
O ja, Herr!
O, keiner kennt das Elend, das ich sah,
Keiner kennt die Sorgen,
Keiner kennt all das Elend, das ich sah,
Gloria, Halleluja!

3

Ein kleines Rad dreht sich
in meinem Herzen,
Ein kleines Rad dreht sich in meinem Herzen,
In meinem Herzen, in meinem Herzen,
Ein kleines Rad dreht sich in meinem Herzen.
O, ich fühl mich so froh in meinem Herzen,
Ja, ich fühl mich so froh in meinem Herzen,
In meinem Herzen, in meinem Herzen,
O, ich fühl mich so froh in meinem Herzen.
O, ich fühl mich nicht müde in meinem Herzen,
Nein, ich fühl mich nicht müde in meinem Herzen,
In meinem Herzen, in meinem Herzen,
O, ich fühl mich nicht müde in meinem Herzen.

Schweb herab, süßer Wagen,
 Komm und bring mich nach Haus.
 Schweb herab, süßer Wagen,
 Komm und bring mich nach Haus.
 Schweb herab, süßer Wagen,
 Komm und bring mich nach Haus.
 Schweb herab, süßer Wagen,
 Komm und bring mich nach Haus.

Ich sah über den Jordan, und was sah ich da,
 Komm und bring mich nach Haus,
 Sah einen Chor von Engeln um mich,
 Komm und bring mich nach Haus.

Bist du da, bevor ich komm,
 Komm und bring mich nach Haus,
 Sag' meinen Freunden, ich komme auch,
 Komm und bring mich nach Haus.

O schweb herab, süßer Wagen,
 Komm und bring mich nach Haus,
 Schweb herab, süßer Wagen,
 Komm und bring mich nach Haus,
 Komm und bring mich nach Haus.

Der Kontrast könnte größer nicht sein: Da sind Menschen, die wissen, dass sie mit aller Sicherheit, nur schon weil sie eine schwarze Hautfarbe tragen, so etwas wie Freiheit nie kennenlernen werden, in keiner Form, sondern dass ihr ganzes Leben in Unterdrückung und Ausbeutung bestehen wird; und nicht nur sie, selbst ihre Kinder, selbst wenn sie noch nicht einmal geboren wurden, sind schon verkauft in die Unfreiheit; und das soll so weitergehen! Diese Menschen sollen nur da sein, um den Gewinn der Besitzenden zu vermehren! Aber doch hören sie Lieder wie diese Spirituals; sie erfinden sie selber im Gemeindegesang: Die Freiheit wird kommen, und es wird dasselbe sein, wie wenn Jesus wiederkom-

men wird. Die Zuversicht ist nicht, dass er einmal gekommen ist, sondern dass er kommen wird. Und was dieser Jesus zu sagen hat, ist eigentlich immer dasselbe: Gott ist groß. Ganz richtig hat MOHAMMED, haben die Araber im Islam das übersetzt mit: Gott ist (immer noch) größer – Allahu akbar. Genau das bedeutet's! Du kannst die Menschen kleinmachen, so niedrig du willst, du kannst ihnen Hindernisse vor die Füße stellen, so groß sie auch sein mögen – Gott ist größer, und das macht den Menschen groß, das macht ihn stärker als seine Widersacher und Zwingherren.

Wenn wir diese Überzeugung anwenden auf die Frage der Aufrichtung des Menschen zu seiner wirklichen Größe, in der Tugend, so erhalten wir in der Tat vorab eine ganz gute Umschreibung für das, was wir Tugend nennen, ist doch dieses Wort im Mittelhochdeutschen nichts weiter als die Bezeichnung für »taugen«, für »Tauglichkeit«. Ein Mensch, der das ist, wozu er geboren wurde, der geworden ist, was er seinem ganzen Wesen nach sein sollte, der sich mit sich eins fühlt, der ist »tauglich« von innen her. Das Christentum lehrt, im Unterschied vor allem zur griechisch-antiken Tugend- und Lasterlehre, dass man bei der Aufzählung der »Tugenden« nicht sogleich beginnen dürfe mit Haltungen wie Keuschheit, Mäßigung, Demut usw.; die christliche »Tugendlehre« beginnt eigentlich mit einem Paukenschlag: Gleich am Anfang stehen die christlich entscheidenden Haltungen bei PAULUS aufgereiht: *Glaube, Hoffnung, Liebe* (1 Kor 13,13). Jeder, der diese drei Begriffe hört, denkt wohl unwillkürlich an die Worte des Völkerapostels: All das vergeht, sogar der Glaube, sogar die Hoffnung, allein die Liebe bleibt, indem und weil sich alle »Tugenden« erfüllen in ihr.

Unsere Frage wird daher zunächst einmal lauten müssen, was es mit dem Glauben auf sich hat. Wieso besitzt er diese Energie, Hoffnung zu schenken und Liebe zu ermöglichen in einer Welt der Finsternis und der Lieblosigkeit? Wieso bringt der Glaube Freiheit in eine Welt der Entrechtung, der Ausbeutung und des Todes? – Im Neuen Testament gibt es eine Reihe von Erzählungen, in denen Jesus Menschen heilt und ihnen dann, wie zur Begründung, sagt: »Gerettet hat dich einzig dein Glaube.« Das Johannes-Evangelium hat daraus sogar eine Formel abgeleitet; es lässt Jesus sagen: »Wer an mich glaubt, der wird den Tod nicht kosten; selbst

wenn er stürbe, – er wird nicht sterben.« (Joh 11, 25.26) Er steht, mit anderen Worten, durch den Glauben so sehr im Leben, dass der Tod keine Macht mehr über ihn hat.

Die Spirituals haben völlig recht: Glauben, das ist die Erfahrung, irgendwo im Leben gäbe es einen Ort, an dem jemand sagen würde: »Dein Leben ist in Ordnung, so wie es ist! Nicht als wenn das, was du wärest, in allem richtig wäre, oder als wenn das, was du tätest, besonders großartig wäre; doch dass es dich gibt, ist ein unglaubliches Geschenk für mich, für alle Welt! Gewiss, vieles, was du getan hast, bedrückt dich selbst, und du bist mit dir selber diesbezüglich nicht einverstanden, und doch zeigt sich an diesen Stellen, wenn wir sie nur richtig durchgehen, ganz deutlich, wie das, was du gegen deinen Willen zumeist sein musstest, durch Not, Aussichtslosigkeit, Eingeengtheit und Angst verbogen und verlogen wurde. Du wolltest so nicht sein, wie du dir da erscheinst! Es kann sogar sein, dass man dich stolz gemacht hat auf die Dinge, die du selber überhaupt nicht wolltest, und dass wir noch viele Wege gehen müssen, um überhaupt herauszufinden, was du ursprünglich einmal gewollt hast, aber schon dass wir damit beginnen, macht im Grunde alles gut. Drum lass uns beginnen, lass uns gehen!«

Für den Mann aus Nazareth jedenfalls war dies das wichtigste Erlebnis an der Seite seines Lehrers JOHANNES' DES TÄUFERS: die Vergebung der Sünden! Schon dass er sich ihm anschloss, war wie eine Absage und wie eine Zusage: – Es gibt die offizielle Religion im Tempel von Jerusalem; die Gruppe der Essener in Qumran will sie nicht, weil das, was die »Söhne Saddoks« dort treiben, zu sehr mit Macht verfilzt ist und zu korrumpiert ist durch Geld, – der sadduzäische Tempeldienst ist nicht so orthodox und »koscher«, wie Moses ihn gemeint hat; JOHANNES DER TÄUFER will die Priesterschaft in Jerusalem nicht, weil sie nicht begreift, wie ernst die Stunde ist; man glaubt da offenbar immer noch, so weitermachen zu können wie bisher. Wohl, Gott hält das alles noch aus in seiner Geduld, aber die Welt ist am Ende; es geht so nicht weiter; vor allem die Menschen brauchen etwas ganz anderes. Das meint JOHANNES: Nur eine Remedur in großem Stil bedeute eine letzte Rettung. Und genau diese Botschaft muss Jesus angesprochen haben. Das erste, was wir von ihm außerhalb der »Kindheitslegen-

den« im Neuen Testament zu hören bekommen, ist dies: dass die Gestalt JOHANNES' DES TÄUFERS ihn in Bewegung setzt eben durch seine glühende Unzufriedenheit mit all den Verhältnissen, mit den Menschen, mit dem, was Geschichte heißt; in der Predigt dieses Mannes wird alles auf den Kopf gestellt, wofern es nicht überhaupt zugrunde geht.

Jesus muss allen Ernstes geglaubt haben, dass in der Botschaft des JOHANNES Wahrheit stecke. Aber dann, wohl als Zusammenfassung von vielen Jahren des Ringens im Leben Jesu, gab es diesen Augenblick, der in der Legende des Neuen Testamentes schon bei Markus, im ersten Kapitel (Mk 1,9-11), sehr stark theologisiert, das heißt christologisch verbrämt wird: Jesus lässt in der Taufe am Jordan die »Sintflut« über sich ergehen, die Johannes predigte: alle Strafgerichte Gottes, alle Flüche, alle Schuldsprüche; aber dann, sagt die Erzählung, habe er sich aufgerichtet und aus den Wolken eine Stimme gehört; ist dies eine »Audition«, wie die Psychologen sagen, eine »Projektion«, wie die Tiefenpsychologen sagen, oder ist es nur ein plötzliches Gefühl für das, was ein Mensch hören muss, um überhaupt zu leben? Verdankt man sich, weitergefragt, jemals eine solche Einsicht selber, oder handelt es sich, wenn sie zustande kommt, nicht schon um einen Inhalt von Gnade? Erzählt nämlich wird, Jesus habe gehört, wie ihm gesagt ward: Du bist doch mein Sohn!

Genau das ist es, was er später weitersagen wird, es ist das einzige, was er zu sagen hat in den zwei Jahren seines öffentlichen Auftretens, bevor man ihn totschrägt: »Aber du bist doch mein Sohn!«

Wie ändert sich die Welt?

In diesem Wort liegt die Antwort: Menschen ändern sich in allem, doch sie können sich in allem nur ändern, wenn sie eine solche leise Stimme vernehmen, die ihnen sagt: Aber du bist doch, mein Sohn, meine Tochter, – ein Wort, in dem Gott wie mütterlich, wie väterlich erscheint. Erst wenn dieses Wort gilt, fände es ein Ende damit, sich Gott verdienen zu müssen durch Opfer, durch Priestervermittlung, durch theologische Traktate der Orthodoxie; vielmehr wüchse eine kindliche Unmittelbarkeit heran, die Gott nicht mehr zutraut, über die Hilflosigkeit der Menschen den Stab zu brechen und Gerechtigkeit aus ihnen herauszuwürgen, nur um ein abstraktes Gesetz zu erfüllen.